



Sie assen Zahnpasta und Sand

Dies ist die Geschichte von drei Brüdern aus Senegal und ihrem unbedingten Willen, es nach Europa zu schaffen. Einer kommt dabei ums Leben, zwei versuchen es bis heute.

Von Andreas Holzapfel, Republik, 13.07.2024

Als Mame das Containerschiff auf halbem Weg zum Horizont erblickt, stemmt er sich von den Brettern der Piroge hoch, die mitten im Atlantik treibt. Wochen, vielleicht einen Monat ist es her, dass er und die anderen in der Nacht etwas ausserhalb ihres Fischerdorfs einstiegen, so genau weiss das keiner mehr. Wer auf den Tod wartet, schert sich nicht um Wochentage. «Ich komme hier raus, ich komme hier raus», ruft er und stolpert zur Bordwand. Sein Bruder Ibrahim öffnet mühsam die Augen und dreht den Kopf. «Zu weit», flüstert er. Doch Mame springt. Erst sieht Ibrahim ihn kralen, dann hört er ihn schreien. Dann nur noch Stille.

Es war nicht das erste Schiff, das vorbeidampfte. Aber es war Mames letzte Hoffnung.

Eigentlich sollten sie, fünf, sechs Tage nachdem sie das Fischerdorf Fass Boye in Senegal verlassen hatten, auf den Kanarischen Inseln ankommen, dem anderen Ende des Ozeans, dem Tor nach Europa. Doch erst blies der Wind sie vom Kurs, dann versagte der Motor, und nun trieben die Wellen sie immer weiter ab. Statt spanischer Orangen assen sie die Sandkörner, die sie zwischen den Brettern noch fanden.

Erst nach 36 Tagen erspähte ein Deckarbeiter eines Fischerboots sie mit dem Fernglas, die Wellen hatten sie wieder in den Süden geschwemmt, die Piroge trieb im Nirgendwo zwischen den Kapverden und Westafrika, sehr viel näher an den Ufern Senegals als jenen der Kanaren. Für 38 Männer und Knaben war es die Rettung. Für 63 andere war es zu spät.



Ibrahim sah seinen Bruder sterben und vor dem inneren Auge auch sich selbst. Trotzdem, sagt er, würde er sofort wieder einsteigen. Er und sein anderer Bruder Mamour zeigen Fotos und Videos von der verzweifelten Flucht und der Rettung der verschollenen Piroge, über die auf der ganzen Welt berichtet wurde. Zusammen mit dem, was andere Überlebende im lokalen Fernsehen oder auf Tiktok übermitteln, lässt sich rekonstruieren, was in diesen 36 Tagen geschehen ist. Dass es überhaupt Menschen gibt, die von ihrem Martyrium an Bord erzählen können, gleicht einem Wunder – jedes Jahr gehen Dutzende Pirogen auf dem Weg von Afrika nach Europa verloren, meist werden sie nur noch als Wrack an Land gespült.

Trotzdem würde nicht nur Ibrahim, sondern auch Mamour gehen, sobald er das Geld dafür habe, sagt er. Bei einem früheren Versuch musste er umkehren. Jeder der drei Brüder – Mame, Ibrahim, Mamour – hat sich auf den Weg nach Europa gemacht, keiner kam dort an. Die beiden, die noch leben, sagen: Wir versuchen es so lange, bis wir es schaffen.

In Senegal gibt es viele wie sie.

Sie verkaufen Kaffee oder Handys, ernten Erdnüsse oder studieren Literatur, es sind Männer und Frauen mit Kindern und Babys. Vor allem in den Fischerorten hält es etliche nur noch, bis sie sich die 400'000 CFA-Fr. für einen Platz in der Piroge nach Spanien zusammengespart haben, knapp 600 Franken. Sie hoffen auf ein besseres Leben am anderen Ufer, wie alle Fliehenden.

Der Weg der Senegalesen aber ist besonders.

Im vergangenen Jahr haben sich von Westafrika aus etwa 46'000 Menschen aufgemacht, die meisten davon aus Senegal. Geschätzt sind 6000 nie angekommen, einer von acht. Auf kaum einer anderen Route ertrinken so viele Menschen wie von Senegal nach Spanien. In kaum einem anderen Herkunftsland scheint es ihnen so gut zu gehen, Senegal ist eine Demokratie ohne Krieg und Terror und mit wachsender Wirtschaft. Doch immer mehr Menschen von dort riskieren ihr Leben für ein neues. Warum? Die Antwort darauf hat zu tun mit Instagram-Freundinnen und Familienpflichten, Staatsversagen und Gottvertrauen.

Im Oktober, etwa einen Monat nach Ibrahims Rückkehr, brennt die Sonne mal wieder unerbittlich über Fass Boye. Im Gang zwischen den zwei Betonklötzen, in denen Ibrahim und Mamour mit ihrer Grossfamilie leben, hockt Ibrahim auf der Stufe vor der linken Tür, Mamour



auf einem Stuhl schräg vor ihm. Kinder in schlappernden Fussballtrikots scharen sich um sie. Im Schatten der Mauer, die den Innenhof umrahmt, saufen Ziegen aus Plastikkanistern. Wenn Ibrahim und Mamour den Gang hinunterschauen, sehen sie durch den Durchbruch eine von all den Pirogen am Strand, sie hören das Meer rauschen und Fischer rufen.

Ibrahim sitzt meist nur stumm auf der Stufe, manchmal schaut er auch weg, während er Mamour erzählen lässt, was auf der Piroge geschah. Selbst ihm konnte er es erst Wochen später sagen. Manchmal widersprechen sie sich, manchmal verschwimmt, was wirklich passiert ist und was nur in der Vorstellung. An das meiste aber erinnert sich Ibrahim viel zu genau.

Als es am 10. Juli 2023 langsam dämmerte, gingen Ibrahim und Mame, ohne etwas zu sagen. Auch so wussten alle in der Familie, dass sie heute nicht mit ein paar Fischen im Eimer nach Hause kommen würden. Ihnen klebten Papierschnipsel mit Koranversen im Gesicht, die ein Geistlicher über sie goss. Ein Ritual, mit dem sich viele vor dem Ertrinken schützen wollen.

Niemand hielt sie auf. Die beiden würden, so dachten sie alle, in Spanien auf dem Bau arbeiten oder in einem Restaurant, erst etwas Geld zurückschicken und irgendwann, wenn sie genug für sich und die Familie verdient hätten, zurückkommen.

Auf ihren Feldern im Dorf wuchs kaum noch etwas, auch der Fisch, den sie vom Meer mitbrachten, reichte oft nicht für die ganze Familie. Früher, vor zehn, zwanzig, dreissig Jahren, war das anders.

Früher, bevor die Trawler aus dem Ausland die Meere leergefischt hätten, sagen sie, seien manche Fischer ertrunken, weil sie zu viele Fische aus den Netzen in die Pirogen schütteten.

Früher, bevor die Sonne tiefe Furchen in ihre Böden riss, hätten ihre inzwischen verstorbenen Eltern so viel geerntet, dass Mamour noch vor ein paar Jahren für ein paar Semester in den Soziologie-Vorlesungen sass.

Es sollte wieder mehr wie früher sein.

Auf dem Papier ist Senegal ein prosperierendes Land, in dem Muslime, etwa 96 Prozent der Bevölkerung, und Christinnen, 4 Prozent, friedlich zusammenleben. Ein Sehnsuchtsort für viele aus den Nachbarstaaten, die aus Armut oder vor islamistischem oder staatlichem Terror fliehen.

Doch Zahlen, sagen die Leute hier gern, können wir nicht essen.



Nicht nur die Wirtschaft ist stetig gewachsen, auch die Bevölkerung und die Ungleichheit. Die Eliten teilen den Reichtum des Landes unter sich auf. Durchschnittlich verfügt jeder Einwohner in Senegal pro Monat etwa über 71'000 CFA-Fr., das sind gut 100 Franken, von denen sie ein bis zwei Frauen und sechs Kinder versorgen müssen.

Viele Fischer liegen unter dem Schnitt. Nicht selten essen ihre Familien nur noch zweimal am Tag. Während im Reichtenviertel von Dakar riesige Villen hinter hohen Mauern aufragen, schlafen ein paar Strassen weiter ganze Familien in einem einzigen Zimmer. Hier plätschert das Wasser in den Pools, dort lodern immer mal wieder Flammen in den Strassen.

Wenn sie hören, dass Senegal im Ausland als Demokratie und Rechtsstaat gilt, lachen sie, manchmal herzlich, manchmal bitter. Ausser Frieden gebe es hier nichts, und auch davon nicht mehr allzu viel. In den vergangenen Jahren schlug die Regierung immer wieder Proteste nieder, schickte Oppositionelle und Aktivistinnen ins Gefängnis.

Als Präsident Macky Sall die Wahlen, die auf Ende Februar angesetzt waren, verfassungswidrig verschob, starben drei Menschen bei Aufständen. Senegal stolperte am Abhang entlang. Doch die Verfassungsrichter ordneten an, die Wahlen so bald wie möglich abzuhalten. Ende März wählte das Volk mit absoluter Mehrheit den linken Oppositionskandidaten Bassirou Diomaye Faye, der sich als Kandidat des Systemwechsels positioniert hatte.

Auf ihn warten grosse Probleme. Probleme, die sich nicht von einem Jahr auf das andere lösen lassen.

Immer wieder hört man dieselben Sätze, wenn man mit den Fischern spricht.

«Es gibt keine Fische mehr!»

«Der Präsident hat das Meer verkauft!»

«Jeder will doch Brot für seine Kinder!»

Das Geld, das jene ihren Familien schicken, die gegangen sind, macht offiziell 10 Prozent des senegalesischen Bruttoinlandprodukts aus. Inoffiziell könnte es gar doppelt so viel sein. «Die Menschen gehen, weil sie keinen Grund haben, zu bleiben», sagt Geografieprofessor und Migrationsexperte Papa Sakho. «Die Probleme, die in Europa warten, nehmen sie gern, hier



haben sie es mit afrikanischen zu tun. Mit mehr Patrouillenschiffen treibt man sie nur weiter auf die offene See. Solange man sie nicht legal einreisen lässt, werden sie sterben.»

Es ist aber nicht allein ihre Not, die die Senegalesen in die Pirogen treibt.

Sie alle sehen im Internet Freunde, die vor dicken Autos und Häusern posieren.

Sie alle sehen die Rückkehrer, die dicke Autos und Häuser kaufen.

Niemand weiss von denen, die sich gar nicht zurückzukehren trauten, mit nichts ausser Fotos.

Zu gehen, ist eine Art Liebesbeweis geworden: Was bist du bereit, für deine Familie zu geben?

Auch Boubacar Sèye, Präsident der Nichtregierungsorganisation Horizons Sans Frontières, kann die Menschen nicht aufhalten. Er selbst war zwei Wochen lang in Haft, weil er gefragt hatte, wo Fördergelder der EU geblieben seien. Dort habe er einen Infarkt gehabt. Er spricht nicht von der Regierung, er schreit. Und doch, sagt er, gingen viele aus den falschen Gründen: für dicke Uhren und Flachbildschirme. Sie würden nur noch von «Tekki» sprechen, vom Weg nach oben – der Begriff ist materiell konnotiert. Die Augen der Leute funkeln, wenn sie davon reden. Auch Mamour, der ehemalige Soziologiestudent, sagt einmal, als er auf das Meer schaut: «Ein grosses Haus und ein schnelles Auto – das ist es doch, worum es im Leben geht.»

Sèye schimpft darüber, als sei es ein Virus. «Die Leute wollen nur noch, was sie auf Instagram sehen. Frauen verlassen Männer für einen mit etwas mehr Geld. Sie sehen in dir nicht den Menschen, sondern die teure Uhr, die teuren Schuhe, den teuren Anzug. Die Leute sagen, es sei egal, ob sie hier sterben oder da. Aber das stimmt nicht. Sie sterben lieber bei dem Versuch, reich zu werden, als arm zu leben.» Die, die nicht von selbst gehen wollten, würden von der Familie geschickt. «Wenn sie das neue Haus des Nachbarn sehen, legen sie zusammen und sagen: «Du gehst!». Das ist krank! Für Geld schicken sie ihre eigenen Kinder in den Tod.»

Zu der Not der Senegalesinnen, so scheint es, kommt ihre Begierde. Es ist eine Mischung aus echtem Leid und falschen Erwartungen, die die Menschen in die Boote steigen lässt.

Das Meer jedenfalls hält die Fischer aus Fass Boye nicht auf. Sie wissen am besten, wie unberechenbar der Atlantik sein kann, selbst unweit der Küste. Ohnehin würden sie jeden Tag



ihr Leben riskieren, auch zum Fischen führen sie weit hinaus. Ausserdem würde Gott auf sie aufpassen.

Und wenn nicht?

Dann war es sein Plan!

Sie erzählen das schulterzuckend. Über die Ertrunkenen reden sie nur selten. Sie sprechen lieber über die, die ankommen.

Sieben von acht Bootsflüchtlingen überleben.

Am 10. Juli 2023 stapfte Ibrahim mit Mame weit den Strand hinauf, bis die Polizisten sie und die anderen nicht sehen würden. Bevor sie einstiegen, sprachen sie noch mal zu Gott.

Doch ihre Flucht aus dem alten Leben begann schon schlecht.

Obwohl der Kapitän den Gashebel bis zum Anschlag aufrisst, kamen sie kaum vorwärts. 150 Menschen drängten sich an Bord der etwa 15 Meter langen Piroge, dazu die vielen Liter Treibstoff und Wasser und Kilos an Keksen und Couscous, Vorräte für 12 Tage, falls sie vom Kurs abkämen. Der Kapitän brachte die an die Küste zurück, die zuletzt ins Boot geklettert waren. Danach zählten sie einhundertundein Männer und Knaben, zwei aus Guinea-Bissau, der Rest aus Senegal.

Wie inzwischen fast alle Pirogen führen sie weit hinaus, um die Patrouillenschiffe der westafrikanischen Staaten an der Küste zu umschiffen. Die ersten Tage mühte sich der Motor mit dem Seegang, der die Piroge aber nicht ins Wanken brachte.

Morgens tranken sie löslichen Kaffee und assen Kekse, nachmittags gab es Couscous und Wasser. Sie sprachen über den Albtraum ihrer Heimat und ihren Traum von Europa, der, da waren sie sich sicher, schon in ein paar Tagen endlich wahr werden würde.

Als sie nach etwa fünf Tagen langsam Ausschau nach den Kanaren hielten, bäumten sich vor ihnen meterhohe Wellen auf. Obwohl der Kapitän sie schräg anfuhr, damit sie nicht von einer Welle aufs Wasser klatschten, beteten sie, dass die Holzpiroge nicht zerbrach.

Sechs Tage taumelten sie. Sechs Tage assen und tranken sie, ohne Europa näher zu kommen. Sie stritten darüber, ob sie nicht besser umkehren sollten. Sie fuhren weiter.



Nach gut zehn Tagen, als sie nun ständig nach den Ufern der Kanaren spähten, würgte ihr Motor. Er hatte den letzten Tropfen Sprit verbrannt. Die Männer schauten sich erst fassungslos an, dann ergriffen sie die Holzbretter und bauten Ruder daraus. Tagelang ruderten sie, bis ihnen die Muskeln versagten. Der Wind trieb sie immer weiter ab vom Land.

In Fass Boye startete ihr Bruder Mamour in diesen Tagen alle paar Minuten aufs Handy: noch immer keine Nachricht. Im Fernsehen und im Radio berichteten sie fast jeden Tag von untergegangenen oder vermissten Pirogen, über Fass Boye hörte man bisher noch nichts.

Die Familienangehörigen baten die Behörden, das Meer nach der Piroge abzusuchen. Einer von ihnen, der in Spanien lebte, gab dort bei der Polizei eine Vermisstenanzeige auf.

Routinemässig überfliegen spanische Kontrollflugzeuge den Atlantik zwischen Afrika und den Kanaren. Doch es sei in etwa so, sagen die Behörden, als würde man in einem Gebiet, eineinhalbmal so gross wie das spanische Festland, nach einem Auto suchen. Selbst wenn sie direkt über die Piroge hinwegfliegen, können ihnen Wolken die Sicht versperren.

Die Internationale Organisation für Migration hat für das vergangene Jahr 868 Menschen registriert, die auf dem Weg auf die Kanaren ertrunken sind. Sie räumt aber selbst ein, dass es wohl wesentlich mehr sind. Viele Geflüchtete würden einfach vom Meer verschluckt oder irgendwann namenlos angespült und begraben werden.

Die Nichtregierungsorganisation Caminando Fronteras, die mit Angehörigen spricht, zählt 6000 Vermisste für das vergangene Jahr. Diese Zahl passt sehr viel eher zur Nachrichtenlage.

Die Piroge aus Fass Boye blieb jedoch keineswegs unentdeckt.

Fast jeden Tag fuhren riesige Frachtschiffe an ihnen vorbei und brachten sie ins Wanken. Jedes Mal, wenn die Männer ein Schiff erspähten, packten sie ihre paar Sachen und schrien, bis ihnen der Atem wegblieb. Jedes Mal fuhren die Schiffe einfach weiter.

Die Überlebenden berichten von spanischen, russischen und brasilianischen Flaggen, die auf den Schiffen wehten. Einem chinesisches Schiff hätten sie, als sie noch Sprit hatten, gerade so ausweichen können, während die Männer an Deck nur zugeschaut hätten.



Jedes dieser Schiffe hätte, nach internationalem Recht, die Geflüchteten aufnehmen müssen. Jeder Kapitän hat die Pflicht, Schiffbrüchigen in Seenot Hilfe zu leisten. So heisst es in Artikel 98 des Seerechtsübereinkommens der Vereinten Nationen.

Doch dieses besteht aus wenig mehr als wohlgewogenen Worten. Seit Jahren streiten die europäischen Staaten darüber, wer die geretteten Geflüchteten aufnehmen soll. Bevor sie nicht wissen, was sie mit ihnen machen sollen, und Stunden verlieren, fahren die Handelsschiffe einfach vorbei. Und humanitäre Organisationen können den Atlantik nicht wie das Mittelmeer durchkämmen.

Die Migranten sind ihrem Glück überlassen.

Jeden Tag schrumpfte ihre Hoffnung, jeden Tag wuchs ihre Wut. Viele hatten unbedingt weiterfahren wollen, doch schuld an der Lage war für fast alle allein der Kapitän. Anders als die meisten stammte er nicht aus Fass Boye, sondern aus einem anderen Fischerdorf.

Je mehr sie ihn kritisierten, desto seltsamer verhielt er sich. Er drohte ihnen, er würde sie im Stich lassen, sprach Kauderwelsch und tat, als wäre er ein Hexenmeister. Vielleicht halluzinierte er, ausgedorrt von der Sonne, doch viele glaubten, er sei besessen. Der Glaube an Hexerei und die Macht von Flüchen ist in ganz Westafrika stark verbreitet.

Schliesslich fesselten sie ihn.

Was dann passierte, ist unklar. Eines Tages war der Kapitän einfach verschwunden.

Er war längst nicht das letzte Opfer.

Um sich abzukühlen, trankten die Männer ihre T-Shirts immer wieder im Wasser. Doch die brennende Sonne und der ohrenbetäubende Wind trockneten sie schnell.

In der dritten Woche hatten sie auch den letzten Schluck Wasser getrunken, obwohl sie es bereits mit Meerwasser gestreckt hatten. Es blieb ihnen nur der Ozean.

Manchmal erwärmten sie das Meerwasser über einem kleinen Feuer und liessen etwas Kaffeepulver oder letzte Kekskrümel hineinrieseln, die sie sorgfältig rationiert hatten. Dennoch übergaben sich viele sofort. Bald regten sich die Männer, die nicht nur kleine Schlucke Meerwasser tranken, sondern mehr hinunterwürgten, gar nicht mehr. Das Salzwasser, das den Nieren schadet, hatte ihre Körper ausgetrocknet.



In dem kleinen Netz, das sie ins Meer hielten, verfang sich nur selten ein Fisch. Sie assen Fasern der Holzscheite, die sie mitgenommen hatten, Zahnpasta, und den Sand, den sie in die Piroge hineingetragen hatten. Seine hervorstehenden Rippen, berichtet ein Überlebender, hätten sich immer tiefer, immer schmerzhafter in seine Haut gebohrt.

Jeden Tag blieben Männer starr liegen. Erst sprachen sie noch für jeden Toten ein Gebet und legten seine Leiche auf das Wasser, dann schmissen sie sie einfach ins Meer. Wenn man aufwachte, war nicht selten der Nachbar nicht mehr da. Später hatten sie auch dafür keine Kraft mehr, und sie liessen sie einfach liegen. Manche hockten deshalb auf die Bordwand, damit sie von allein in Wasser kippen würden, sollten sie sterben.

Als eines Tages Schildkröten um ihr Boot herum auftauchten, sprangen zwei Männer ins Wasser. Einer paddelte mit einer unterm Arm zurück, der andere kralte vergeblich gegen die Wellen an. Sie warfen ihm ein Seil zu, doch der Wind wehte es von ihm weg. Mit aller Kraft schlug er ins Wasser, doch schon bald zog es ihn nach unten.

Die Männer teilten sich das rohe Schildkrötenfleisch und erbrachen wieder.

Am schlimmsten seien die Nächte gewesen, sagen die Überlebenden, wenn in der Dunkelheit die Schreie der Männer und ihr Würgen das Heulen des Windes durchbrachen.

Wieder suchte sich die Wut ein Ventil. Manche der Männer wunderten sich, wieso einer der Männer aus Guinea-Bissau nicht müde schien. Sie fesselten auch ihn, so straff, dass sich der Strick in seine Haut schnitt. Nach zwei Tagen hatte jemand Mitleid und band ihn los.

Der Tod schien unausweichlich, das Warten auf ihn war unerträglich.

Nach einem Monat auf See sprangen die Ersten. Zuerst waren es vier, einen Tag später zehn, dann ein weiteres Dutzend, insgesamt über dreissig. Manche, wie Mame, sahen ein Schiff in der Ferne oder vor ihrem inneren Auge. Die meisten aber sahen nichts als Wasser. Sie glaubten, so lange schwimmen zu können, bis da doch endlich etwas wäre, ein Schiff oder dieses verdammte Ufer.

Vielleicht wollten sie auch, dass es vorbei ist.

Die anderen an Bord wussten, dass der Sprung den sicheren Tod bedeutete. Sie hatten keine Kraft, sie festzuhalten, und mussten mitansehen, wie sie versanken.



Zwei Nächte nachdem die letzten Männer gesprungen waren, sahen die Männer Lichter am Horizont. Sie schalteten ihre Smartphones an und schwenkten sie in der Luft.

Doch zunächst kamen die Lichter nicht näher, wieder einmal.

An Deck des spanischen Fischerboots, dem die Geflüchteten zuwinkten, spähten zwei Besatzungsmitglieder mit einem Fernglas nach ihnen. Eine Piroge, meinte der eine. Unmöglich, entgegnete der andere, ein Senegalese, zu weit draussen.

Als die Sonne aufging, schauten sie erneut durch ihre Ferngläser. Nun sahen sie die Männer, abgemagert, wie sie waren, ihre hervortretenden Augen und Zähne. Als der Kapitän bereits auf sie zusteuerte, bat ihn der Senegalese, schneller zu fahren.

Auf der Piroge beugten sich manche gerade über die Bordwand und schöpften sich Wasser ins Gesicht, als sie das Boot auf sich zufahren sahen. Sie trauten sich kaum, zu hoffen. Doch dann fragte sie der Senegalese vom Deck aus, wie lange sie schon hier draussen seien. Die Männer schauten in der Piroge fragend an. Keiner wusste es. Es war auch egal.

Es waren 36 Tage.

Während das Boot die Piroge umkreiste, warfen der Senegalese und seine Kollegen den sich drängenden und die Arme ausstreckenden Männern Wasserflaschen zu.

Der Kapitän gab der spanischen Seenotrettung die Koordinaten der Piroge durch, wie es das Protokoll vorsieht. Währenddessen rief der Senegalese die senegalesische Marine an. Nun warteten sie auf Anweisungen. Sie warteten und warteten und mussten von Deck aus mitansetzen, wie sich weitere Männer in der Piroge krümmten und starr wurden.

Nach Stunden einigten sich die Behörden darauf, die Geretteten zum nächstgelegenen Hafen auf die Insel Palmeira in Kap Verde bringen zu lassen, mit dem Fischerboot etwa 15 Stunden Fahrt entfernt. Die Besatzung schleppte die Piroge hinter sich her, doch die Bretter brachen, die durch die lange Reise auf See verrottet waren. Die Seeleute zogen erst die Männer an Deck, dann die Leichen.

An Deck lagen die Überlebenden auf Fischernetzen, sie bewegten sich kaum. Die Besatzung gab ihnen Essen und Wasser, deckte sie mit blauen Planen ab. Nicht weit von ihnen lagen die anderen in Säcken.



Als der Senegalese nach ihnen sah, fiel ihm ein Jugendlicher zwischen den anderen auf. Gerettet an Bord, lag er steif da, seine Augen und sein Mund standen offen. Er regte sich nicht.

Der Junge war das letzte Opfer, Nummer 63.

Es gibt ein Video aus diesen Stunden, das Ibrahim zeigt. Er liegt auf dem Fischernetz und hält mit Mühe den Kopf aufrecht, um dem Filmenden zu erklären, wie hart es ohne Wasser war. Sein Gesicht ist so eingefallen, es hat die Züge eines Totenkopfs.

Von den 101 Männern, die aufs Wasser gingen, haben 38 überlebt.

Die Fahrt nach Palmeira dauerte bis zum nächsten Morgen. Eingehakt von Soldaten und Freiwilligen des Roten Kreuzes stolperten die ausgezehrtten Männer von Bord, einige mussten auf Bahren getragen werden. In einem Zelt schlossen Sanitäterinnen sie an Infusionen an. Ibrahim und ein paar andere wurden ins Spital eingeliefert. Sie waren nur noch Haut und Knochen.

Mit dem Kran hoben sie die sieben Leichen wie ein Bündel in einem Fischernetz an Land. Sie wurden auf der Insel beigesetzt. Die anderen 56 Toten blieben im Atlantik zurück.

Im Spital lieh sich Ibrahim das Handy eines Arztes und rief Mamour an, der zu Hause so sehr auf den Anruf gewartet und kaum noch mit ihm gerechnet hatte.

Als sich im Dorf herumsprach, wie viele nicht zurückkehren würden, stürmten viele junge Männer wutentbrannt zur Polizeistation. Einige wurden verhaftet.

Statt wie erhofft auf die Kanaren, ging es für die Überlebenden nun wieder dahin, von wo sie unbedingt weg wollten: nach Hause. Während sie auf ihren Flug nach Senegal warteten, wurden all jene, die nicht wie Ibrahim im Spital aufgepäppelt wurden, von den Behörden in einer Schule eingesperrt. Eine Woche lang schliefen sie auf Matratzen auf dem Boden.

In dem Klassenzimmer, das in eine Cafeteria umgewandelt worden war, reichten sie an drei langen Esstischen ein Handy weinend von Hand zu Hand. Eine Diashow, unterlegt mit trauriger Musik, zeigte Fotos der Toten.

Nur als die Männer an Bord des Fischerboots gezogen wurden, waren sie für einen flüchtigen Moment erleichtert gewesen. Längst war da wieder nichts als Verzweiflung. Sie hatten ihre Freunde, Cousins und Brüder verloren und bloss noch die Bilder und Schreie im Kopf. Und wenn sie nicht daran dachten, dachten sie an ihr altes Leben, das nun noch viel ärmer



war. Ihre Ersparnisse hatten sie für das Ticket an Bord ausgegeben, manche ihrer Angehörigen hatten ihre Kühe oder Ziegen verkauft, um sie nach Europa zu schicken. Doch nun kamen sie nach Hause, und alles, was sie mitbringen würden, waren schreckliche Nachrichten. Manch einer mag sich gewünscht haben, auch er wäre im Ozean versunken.

Am 21. August, sechs Wochen nach dem Aufbruch, stiegen Ibrahim und die anderen an Bord eines Militärflugzeugs, das sie nach Dakar zurückbringen würde. Nur ein paar wenige, die noch nicht aus dem Bett aufstehen konnten, blieben im Spital. Man gab jedem der Rückkehrer 25'000 CFA-Fr., 37 Franken, und Medikamente, dann schickte man sie nach Fass Boye zurück.

Als Mamour einen Monat nach der Rückkehr sein Handy aus der Tasche zieht, sitzen die drei Brüder wieder vereint, zumindest in gewisser Weise: Ibrahim hockt auf der Stufe vor der linken Tür, die Arme auf die Oberschenkel gestützt, Mamour sitzt schräg vor ihm auf einem Stuhl, die Arme auf die Oberschenkel gestemmt, und Mame in ihrer Mitte, auf einem Foto auf Mamours Smartphone, die Arme auf die Oberschenkel gestützt. «Ein wahrer Freund, ein echter Kämpfer», sagt Mamour, «sein Sohn, zwei Jahre alt, fragt immer nur: Papa? Papa?»

Das Foto, das sich die Brüder ansehen, ist dasselbe Foto aus der Diashow der Toten.

Ibrahim, 32, ist der Kleine, Mamour, 30, der Grosse, Mame, 25, der Starke, alle haben kurze Haare und eine Knollennase, nur Mame noch keine Geheimratsecken.

Ibrahim musste nicht erst wieder zu Hause sein, um zu fühlen, dass sie nun umso dringender gehen müssten. Sein Bruder Mame fehlt als Mensch, aber auch als Ernährer. Er und Mamour müssten sich nun auch noch um dessen Frau und ihr Kind kümmern.

Auf einem Plateau neben der Mauer sitzen vier Frauen, Tanten und Schwestern von Ibrahim und Mamour. Nur eine Schwester schüttelt den Kopf, wenn man sie fragt, ob die Männer gehen sollten. «Ich will nicht noch jemanden verlieren», sagt sie leise. Die anderen nicken energisch. Natürlich, sagen sie, dieses Leben wollten sie nicht mehr. Und Gott werde sie schon schützen.

Und wenn nicht?

Dann war es sein Plan!

Ibrahim stapft an ihnen vorbei. Mit anderen Fischern hat er ihre Piroge an Land geschoben, nun schnappt er sich die Giesskanne vom Hof, schüttet sich etwas Wasser über die



REPORTER:INNEN
forum

Hände und wäscht sich das Gesicht. «Natürlich», sagt er, «hätte ich das Geld, würde ich noch heute fahren.»